

Thomas Stangl

Auszug aus: *Regeln des Tanzes*. Roman
Droschl Verlag 2013

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags.

In den Zeitungen, im *Standard* und im *Falter*, ist in langen Artikeln und Analysen die Rede von der Rolle neuer Kommunikationsformen für die Widerstandsbewegung, sie hat das Gefühl, den Kontakt zu allen Menschen zu verlieren. Per SMS und Mailketten verständigen sich die Demonstranten und gleiten auf spontanen und flexiblen Routen durch die Stadt, manchmal bekommt sie ein E-Mail, manchmal einen Anruf, es gibt, vor der für einen Samstag Mitte Februar geplanten Großdemonstration am Heldenplatz, jeden Tag kleinere Demos mit einigen hundert oder einigen tausend, manchmal zehntausend Teilnehmern. Oft läuft sie mit; die meisten, die ihre Telefonnummer oder ihre E-Mail-Adresse haben, kennen Mona gar nicht, was ihr nun seltsam erscheint, aber dann und wann, wenn sie jemand näher Bekannten trifft, muss sie Fragen abblocken und fragt sich wiederum, woher diese Leute, ihre Freunde, denen sie niemals etwas Wichtiges erzählen würde, überhaupt ihr Wissen haben; wie sich denn

diese Art von Nachrichten, die nach der ehrwürdigen Trennung der Lebensbereiche dem Privaten angehören würde, fortpflanzt, die Neugier, das Mitgefühl (die »Anteilnahme«) und die Sorge, durchmischt mit Ratlosigkeit darüber, dass sie sich überhaupt dermaßen zu sorgen scheint, sind ihr widerlich, es ist niemand gestorben, sagt sie, und ist froh, wenn diese Leute, ihre Freunde, weggehen und unter sich bleiben. Auf den Demos spürt sie den Zorn und die Euphorie, doch sie haben wenig mit ihr oder den anderen Demonstranten zu tun, sondern scheinen in den Straßen zu stecken, in der Luft zu liegen, ganz buchstäblich. Man atmet sie Schritt für Schritt ein. Das Schlüsselrasseln, das Hupen der in den Straßen aufgehaltenen Autos, das Winken aus Fenstern und von Balkonen macht sie glücklich, oder es macht das in ihr glücklich, was zu den Straßen gehört, in der Luft daheim ist, sie will nicht wissen, wer mit den Schlüsseln klappert, sie selbst oder irgendwer, es interessiert sie

nicht, wer in den Autos sitzt und hupt, wer aus den Fenstern herunterwinkt. All das ist ein fragiler Zustand. An einer größeren Kreuzung ruft ein älterer Mann aus einem grünen Wagen einem Polizisten etwas zu: Jeden Tag das Theater, Wissens, was ich mit denen machen würd, er fährt sich scharf mit der Handkante dem Hals entlang, der Polizist zuckt mit den Schultern, sie bekommt Lust, zum Auto hinzugehen und dem Mann einen Faustschlag ins Gesicht zu geben, etwas durchzischt sie, fick dich, du Nazisau, ruft sie zu dem Mann hin und weiß, dass es viel gescheiter wäre, ihn zu ignorieren, wie es im Grunde gescheiter wäre, alles und jeden zu ignorieren. Ihre Stimme hört sich heiser und hohl an, sie ist sich nicht sicher, ob sie für andere hörbar ist. Sie ist sich nicht sicher, ob andere als sie den Autofahrer, den Polizisten hören und sehen. Jemand klatscht ihr zu, der Polizist winkt das grüne Auto mit dem älteren Mann am Steuer hinter dem Demonstrationszug durch, was dürfen wir denn schon

tun, hört sie ihn dem Autofahrer zurufen, sie ballt in der Jackentasche die Fäuste zusammen und möchte mit dem Kopf gegen eine Mauer rennen. Die ganze Euphorie sackt in sich zusammen, kann jeden Moment in sich zusammensacken. Sie wünscht sich eine Waffe und weiß, dass sie keine Vorstellung davon hat, was sie damit tun würde.

Fast immer ist ihr bewusst, dass es die parallele Wirklichkeit gibt, die sie genau so sehr betrifft und in der sie genau so wenig eine Rolle spielt: zu jedem Moment gibt es einen gleichzeitigen Moment, den ihre Schwester erlebt, irgendwo in dieser Stadt oder schon wer weiß wo sonst in der Welt: sie wünscht sich einen Mechanismus, mit dem sie zwischen diesen Wirklichkeiten hin- und herwechseln könnte; dem Öffentlichen und dem Privaten, der für sie allein seltsam leeren anwesenden Wirklichkeit und der fast alles versprechenden abwesenden Wirklichkeit; fast alles, das heißt jetzt für sie, das größte Glück ebenso wie das größte

Entsetzen. Immer ist ihr vorgekommen, ihre Schwester sei wirklicher als sie: sie sähe deutlicher, spürte intensiver, bewohnte ganz anders als sie mit ihrem Körper die Welt. Noch ihr Fortsein ist wirklicher als das Herumleben der anderen Idioten. Wenn du durch die Straßen läufst, kannst du ausmauern, die Straßenbahnstationen, die Ladenschilder Fassadenfiguren nach Spuren oder eher noch Abdrücken von Monas Blicken (vielleicht war sie gerade eben erst da, vielleicht hast du sie um ein Haar verfehlt) absuchen, du lässt die Finger in kleinen Nischen in den Mauern ruhen und versuchst Stein und den Staub zu spüren, wie Mona den Stein und Staub spüren würde. Du bleibst allein hinter den Demonstranten zurück, keiner wird sich nach dir umdrehen, die Stadt schließt sich um dich, alt und unveränderbar; als wärst du allein und nichts hätte mehr eine Bedeutung. Manchmal scheint dir, du hättest deine Wohnung nicht verlassen und deine Wohnung sei auf keinem Plan der Welt

mehr verzeichnet. Deine Bewegungen sind nur kleine zufällige Züge, du kannst keinen Punkt auf dem Stadtplan, der Weltkarte besetzen, hast keine Schwere. Es gibt eine spezielle Art von Schwere, die nichts als Grazie ist; es gibt eine Grazie, die Schwere in Leichtigkeit verwandelt (und natürlich denkst du an Mona: als wäre diese Frau, die deine Schwester ist, die einzige, die letzte, die überhaupt die Füße auf dem Boden halten, in Verbindung mit dem Boden bringen kann, oder eher noch die einzige und letzte, die den Boden unter ihren Füßen, unter ihrem Körper halten kann: so als wäre ihr Körper, dieser eine Körper, wo auch immer er sein mag, daheim: an einem Punkt auf der Erde, an einem Punkt in der Zeit). Du bist so wie alle anderen linkisch und ungeschickt neben deiner kleinen Schwester, der unbegreiflichen Selbstverständlichkeit ihrer Bewegungen und Gesten; als hätte sie ein Spiel im Griff, dessen Regeln niemand sonst

beherrscht; als würde sie nur im Inneren dieses Spiels existieren.